

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

No. 18.

Donnerstag, den 26. April.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bitten man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Der Studentenvater.

Eine Erinnerung aus dem Erzgebirge.

Nach mancher ernsten und heitern Fahrt hatte der Dichter Gustav Frei sich in einer der besten Städte des Erzgebirges niedergelassen, um da als Bischoff in partibus für die Ausbreitung des Evangeliums zu wirken, dessen Dienste er sein Leben geweiht. Sein heiterer Lebensmuth, sein offener Sinn, sein warmes Herz hatten bald eine zahlreiche Gemeinde aus allerlei Volk um ihn versammelt. Alle frischen Menschennaturen, denen weder Kathederweisheit den Kopf, noch übel angewendeter Reichtum das Herz verdorben hatte, gehörten zu dieser Gemeinde. Es waren fröhliche Gläubige, die ein offenes Auge für alle Wunder der lieben Gotteswelt besaßen, Lippen zu munterm Scherz und Gesang, Ohren für jedes vernünftige Wort und Arme bereit zum Geben, wie zu warmen Händedruck. Gustav fühlte sich glücklich in dieser Gemeinde. Er maßte sich nicht an zu glauben, seine Lieder und Reden hätten ihr den Geist eingehaucht, der dem seinen so verwandt war, aber das durfte er sich sagen, daß er für die Gedanken,

das Sehnen und Hoffen vieler ein bereiteter Dolmetscher gewesen und indem er Dem, was Aller Herzen bewegte, das rechte Wort gegeben, hatte er ihnen zum Bewußtsein gebracht, welch' ein heiliges Band sie umschlang, welch' eine Macht sie dadurch bildeten und wie viel größer und schöner das Leben sei, als es Jeder in seiner Vereinzelung zu erkennen und darzustellen im Stande gewesen.

Von diesem Bewußtsein getragen trat er eines Sommernachmittags an das offene Fenster seines kleinen Wohnzimmers, das zwar nur in einem Hintergebäude sich befand, aber eine reizende Aussicht darbot, und weidete sich recht seelenvergnügt an dieser Aussicht. Ein enges, wunderbar gewundenes Thal trennte ihn von einem zum Theil bewaldeten Berg Rücken, an dessen Abhänge rechts ein freundliches Dorf, links ein freundlicheres Städtchen, kaum einen Kanonenschuß weit von seinem Standpunkte, terrassenartig emporstieg. „Glückauf!“ — rief er dem Städtchen zu — „glückauf! du echte Tochter des Gebirges, du Wohnsitz fröhlicher, freier, strebender Menschen. Ja fröhlich, wie du selbst in wunderlichster Gruppierung der kleinen, schmucken Häuser von Terasse zu Terasse dich schwingst, so fröhlich ist

der Sinn deiner Söhne und Töchter; so frei, wie du dich aus dem Grunde erhebst und mit Berachtung alles Zwanges da und dorthin zerstreust, so frei war der Sinn deiner Männer seit den Tagen Luthers, und wie du dich nicht begnügt hast dich bequem und lässig im Thale auszubreiten, sondern zu des Berges äußerster Spitze hinanstrebst, hoch über den „Hauch der Gräfte“ hinauf, so strebt auch der Geist deiner Bürger unerschrocken und unermüdet auf- und vorwärts, über Vorurtheil, Schlandrian und Zopfsthum hinaus. Hörten sie doch meinen Gruß all' die wackern Herzen, die in deinen Mauern schlagen, fühlten sie doch hinter ihren Stühlen und Maschinen, wie warm das meinige ihnen in diesem Augenblick entgegenschlägt! Sie wären im Stande und rissen allzumal die Fenster auf und riefen donnernd über das Thal herüber: Glückauf!“

„Glückauf!“ klang es fast gleichzeitig in sonorem Bass hinter dem vergnügten Redner. Sich umsehend sah er einen Mann in sein Zimmer treten, dessen behäbiges Aeußere eben so markige Kraft wie schlichten Sinn und gesunde Laune verrieth. „Ich komme zu guter Stunde, wie ich merke“ — sagte er seinen Hut ablegend — „ich sehe, Sie sind nicht so beschäftigt, daß ich störe.“

„Sie haben es getroffen“ — erwiderte Gustav — „aber wer giebt mir diese Ehre?“

„Ich heiße Sundermann, bin aus B., von Religion Posamentier und von Profession Menschenfreund, also Junstgenosse von Ihnen.“

„Willkommen denn auf meinem Sopha, Herr Sundermann.“

Dieser folgte der Einladung und fuhr fort: „Ich habe schon lange nach Ihrer persönlichen Bekanntschaft gegehzt; schon ehe sie nach A. kamen, kannte ich Sie aus Ihren Arbeiten und dachte immer: wenn ich doch den Gustav Frei kennen sollte! das ist ein Mann, der Kopf und Herz just da hat, wo sie jedem Menschen sitzen sollten“ —

„Wollen wir nicht eine Cigarre zusammen rauchen?“ — fiel Gustav ein und schob dem Gaste ein noch ziemlich volles Kistchen der genannten Waare hin. Das Anerbieten wurde angenommen, auch Gustav steckte sich eine Cigarre an und als nun beide sich gegenseitig den einzigen mit biederem Wesen

verträglichen blauen Dunst vormachten, nahm Sundermann wieder das Wort:

„Aber nicht der Wunsch, Sie kennen zu lernen, allein führt mich zu Ihnen. Es ist ebenso sehr ein besorgtes Vaterherz, welches seine Zuflucht zu Ihnen nimmt und Rath und Hilfe bei Ihnen sucht. Ich habe drei Kinder, darunter einen Sohn, der das Gymnasium besucht. Der Junge ist mein Stolz, meine größte Hoffnung und doch zugleich die Ursache meines größten Kummer.“

„Warum?“ fragte Gustav. — „Kann er sich mit den Griechen und Römern nicht recht befreunden? Oder wollen ihm die Beweise für den pythagoräischen und ptolomäischen Lehrsatz nicht in den Kopf?“

„O nein!“ erwiderte Sundermann — „mein Karl gilt für den besten Kopf auf der ganzen Schule. Er hat in Kenntnissen stets die erste Censur erhalten?“

„So hat's wohl seinen Haken in moribus? Haut er über den Strang? Kneipt er und macht Schulden? Oder hat er gar schon eine Liebchaft?“

„Ach wenn es das wäre! Nein, im Gegentheil — er ist gar nicht wie ein Musensohn — er ist viel zu solid — er ist ein Stubenhocker, ein Duckmäuser, ein Bücherwurm — und, Herr Frei, das verdirbt mir alle Freude an dem Jungen!“

Gustav sah den also klagenden forschend an, ob nicht vielleicht bloß der Schalk aus ihm rede, aber der ehrlichste Ernst lag auf dem sonst so heitern Gesichte.

„Herr Sundermann“ — sagte Gustav, seine Hand ergreifend — „warum hab' ich nicht gleich über eine Flasche goldenen Rheinweins zu verfügen, daß ich sie mit Ihnen leeren und unsere Bekanntschaft würdig weihen könnte! Solche Väter sind selten. Bei Gott! Sie sind es werth, den besten, edelsten und geistreichsten Sohn zu haben. Und vielleicht ist dies der Fall, vielleicht ist es nur die allzugroße Zärtlichkeit des Vaterherzens, die von der angestregten Befriedigung eines feurigen Wissenstriebes einen nachtheiligen Einfluß auf die körperliche Gesundheit des theuern Sohnes befürchtet.“

„Diese Befürchtung hab' ich allerdings auch, aber sie macht nur den geringsten Theil meines Kummer aus — mein Sohn ist trotz seinem übermäßigen Studiren ein hochgewachsener, kräftiger

Bursch, wenn schon vom Stubenhocken etwas blaß — nein, Herr Frei, — mich betrübt die Unnatur, die Entfremdung von Welt und Leben, die mit diesem gänzlichen Versinken in eine todte Welt verbunden ist. Gewiß, ich wünsche, mein Sohn soll was Tüchtiges lernen — welcher rechte Vater wünschte das nicht! — mit Stolz würde ich den Namen meines Sohnes einst unter den ersten Männern der Wissenschaft genannt wissen; aber er soll mir kein Gelehrter werden auf Kosten des Menschen, er soll über den Büchern das Leben, über dem Alterthum die Gegenwart, über dem Kopf das Herz nicht vergessen — er soll kein Pedant, kein Bücherwurm, kein gelehrtes Rhinoceros werden!“

„Und ist er denn wirklich auf dem Wege, ein solches Monstrum zu werden?“

„Leider! Hören Sie nur wie er's treibt! Ich bin nicht reich, habe aber genug, um an den einzigen Sohn so viel zu wenden, daß er sorgenfrei und ohne fremde Hilfe studiren kann. Damit er sich zum unabhängigen, selbstständigen Character ausbilde, soll er nicht das Brod der Barmherzigkeit essen. Ich sorge für alle seine Bedürfnisse auf anständige Art; darüber geb' ich ihm ein Taschengeld zu Ausgaben für Ergötzlichkeiten, nicht so viel, daß es ihn zur Niederlichkeit reizen, aber auch nicht so wenig, daß er sich irgend ein erlaubtes Vergnügen versagen müßte. Ich will, er soll sich freuen, ich meine, die Freude gehört zum täglichen Brod. Als ich ihn nun vor einem halben Jahre besuchte, bat ich ihn, er solle mich doch an den Vergnügungsort führen, den er am liebsten besuche; da wußte er gar keinen anzugeben; er war, so lange er das Gymnasium besuchte, nicht an einen öffentlichen Ort gekommen und gestand mir, daß er das Taschengeld zu Büchern verwendet hätte, die ihm lieber wären, als Bier, Musik und Theater. Können Sie sich einen ärgern Bücherhamster denken? Und welchen Aerger macht er mir jetzt! Vor vier Tagen sind die Hundstagsferien angegangen. Einige seiner Mitschüler hatten mit ihm eine Lustpartie nach Karlsbad verabredet. Sie kamen am Sonntage mit ihm hier an. Aber anstatt nun mit ihnen weiter zu gehen, schlägt er das Reisegeld, so ich ihm bot, aus und erklärt, lieber daheim bleiben und fleißig studiren zu wollen, damit ihm im Maturitätsexamen die Eins nicht entgehe. Ver-

gebend all' mein Zureden — er setzt seinen Kopf auf, die Mutter hilft ihm, und die Kameraden müssen ohne ihn weiter wandern. Da hockt er nun in seinem Studierzimmer Tag aus Tag ein, kaum daß ich seiner Gesellschaft eine Stunde froh werde.“

„Hm“ — bemerkte Gustav — „ein seltsamer Kauz, Ihr Sohn! Ich habe geglaubt, diese echten Bücherwürmer wären ganz im Aussterben begriffen, die Luft unseres Jahrhunderts ließe sie gar nicht mehr gedeihen — nun liefern Sie mir ein Beispiel vom Gegentheil. Jetzt begreif' ich Ihre Besorgniß und brenne von dem Wunsche, ich könnte Ihnen davon helfen!“

„Sie können es“ — erwiderte Gundermann schnell — „Sie, wenn Keiner, vermögen auf den Jüngling noch einen heilsamen Einfluß auszuüben. Ich stehe an Kenntnissen zu weit hinter ihm, als daß ich auf seine Ueberzeugung einwirken könnte, und seine Lehrer stehen wieder seinem Herzen zu fern, als daß sie, wenn sie wollten, dieses für andere Neigungen gewinnen könnten. Nur ein Mann, der wie Sie ein warmes Herz für jedes Menschenleid wie für jede Freude in der Brust trägt, und dabei so hoch an Bildung steht, kann einen Jüngling, wie mein Karl ist, gewinnen und befehlen. Sie besitzen die Gabe zugleich anzuziehen und zu imponiren — dabei stehen Sie mitten im Leben, in der Zeit, wie wenig Männer hier herum, die Bildung hat in Ihnen die Natur verklärt, nicht erstickt; frisch und frei, wie in Ihren Gedichten, stellen Sie sich im Leben; wo ein heiteres Völkchen singt, liebt und lacht, da singen, lieben und lachen Sie mit, wo es einem ernstern Streben, einer edlen That gilt, da gehen Sie voran; Sie sind jung mit der Jugend, männlich ernst mit dem Alter — kurz Sie sind ein echter Mensch, und von einem solchen hoff' ich Rettung für meinen Sohn.“

„Zum vollkommenen echten Menschen fehlt mir sonder Zweifel noch viel,“ erwiderte Gustav, „aber das Bewußtsein trag' ich in mir, nach der Palme des rechten Menschenthums redlich zu streben. Der da geboren ward, ein Mensch zu sein, kann nichts Besseres werden als ein Mensch, den' ich mit dem alten Lucian, und dieses Wort hoff' ich Ihrem Sohne einleuchtend zu machen.“

„Wenn darf ich auf Ihren Besuch rechnen?“

„Morgen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Schön — kommen Sie morgen Mittag zu einem Gericht Vergesehen“ —

„Aber wo wohnen Sie?“

Gundermann erhob sich und trat an's Fenster. „Sehen Sie“ — sagte er — „das gelbe Haus fast an der äußersten Spitze des Berges ist das meinige. Sie sehen, ich muthe Ihren Beinen etwas zu“ —

„Ganz recht“ — sagte Gustav — „desto besser werd' ich Ihrer Schlüssel zusprechen können.“

Ohne viel Komplimente schieden sie.

(Fortsetzung folgt.)

Auferstehung und Wanderfahrt.

Reiseflizen und Phantasieen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Und die Sonne ging unter und es wurde Nacht. Glühende Asche regnete vom Himmel in meine Seele. Ich wandte mich und hob den Arm, da hörte ich's rascheln an meinem Fuß. Eine große smaragdgrüne Lacerte schlängelte sich zischend durch das dürre Gras. Ich schoß und die Lacerte lag zerschmettert, zuckend da. Der Zauber war gelöst. Es war wieder Tag. Herr! führe uns nicht in Versuchung! —

In einem dürren Wachholderstrauch prasselte eine Flamme mannhoch in die Höhe; ein Pfropfen aus dem Pistol war hineingeschlagen und hatte gezündet. Es brannte dem Herrn ein Sühnopfer.

Ich ging hin zu meinem Feinde und gab dem selbstsam über solches Thun Verwunderten die Hand. Dann ging ich schweigend heim. Anderen Tages reisete ich ab; mein Gegner hatte den Arm gebrochen und aus dem Duell wurde nichts. Florinen hab' ich nie wiedergesehen.

Die Kugel, welche die Lacerte zermalmte, war die, wie ich mich später erinnerte, die jene beiden Thränen getrunken.

Wie ich noch immer über den Bug der „Fedelta“ gelehnt, solche Bilder durch meine Seele flattern ließ, wandte sich plötzlich eine der Undinen zu mir und fragte mich:

„Was ist denn eigentlich Liebe?“

Und ich versetzte, indem ich den Meerschäum von meiner Brille wischte:

„Liebe ist das momentane Aufgehen zweier Individualitäten in einander zur Erzielung einer dritten Untheilbarkeit, oder, wie's der Herr und Meister faßt, Liebe ist die Identität der Realität der Substantialität!“

Da schlug lachend das Weib nach mir und verschüttete mein letztes Glas Wein. Ich war müde, und da mich fror, wünschte ich mir sehr den „kleinen, violetten Pelz“, welcher der guten Gräfin Ida bei ihrem Reiseversuch im Norden (vid. dies Buch) so gute Dienste geleistet hat. Es muß ein charmantes Wesen sein, dieser kleine, violette Pelz, und der kleine, violette Pelz war so freundlich, mir die Nacht über nicht aus der Seele zu gehen, da ich ihn lieber an meiner Seite gehabt hätte. Ich träumte von dem guten Ding die ganze Nacht, die ich, oft bespült von einer Sprüßsee, unter dem Bugspriet verbrachte. Ich glaube, solches ist bis dato noch keinem Menschenfinde passiert, daß er auf dem adriatischen Meere vom kleinen, violetten Pelz der Gräfin Ida geträumt hat. Warum das arme, kleine Thier auch just violett sein muß und nicht lieber blau oder gar roth, und warum ich kein Graf bin, das werde ich, trotz mühsamen Sinnens, in diesem Leben wohl nimmermehr begreifen.

Soviel von Wogen, Träumen und Schäumen!

Am Morgen war das Wetter wieder stiller geworden, und wie die Verdecksluften geöffnet waren, wagte ich einen Blick hinab. Etwas Konfuseres aber, als der Blick in diese Tiefen, giebt es wohl schwerlich. Bei dem wilden Schwanken des Schiffes waren mehrere schlecht verstaute Tonnen losgeworden und wandelten wie andere Sterbliche zwischen den verschiedenen Menschenleibern, die sich hier gelagert, herum und hindurch.

Um Klarheit und Anschaulichkeit in meine Schilderung zu bringen, theile ich das dunkle Bild, das sich mir entrollte, in drei große Gruppen. An der Backbordsseite lagen auf einem hochgethürmten Hausen Ballen zunächst die marmorbleichen, marmorregungslosen Leiber der tschechischen Sängerinnen; auf einem etwas niedrigeren Ballen saß in landsmannschaftlich vertraulicher Nähe ein böhmischer Glashändler, ebenfalls sehr blaß und sehr krank, angethan mit einer blauen Blouse; auf der anderen Seite aber sehr viel

niedriger in einen gemeinschaftlichen Mantel gehüllt stumm und starr die Kroaten. Die eine Harfe war über sie hingerutscht und lag auf ihnen, was sehr besonders ausfah.

Dieser Gruppe schräg gegenüber hatte sich das fünfblättrige Kleeblatt der Insulaner von Korfu etablirt; die Männer, alte Seewölfe, schlofen tief. Desto unnützer aber machte sich das kleine, diabolische Ungethüm mit dem operirten Fuße, das keiner auch noch so süß in den Tönen seiner schönen Sprache ausgesprochenen Schmeichelei Gehör geben wollte, sondern unablässig tobte und schrie. Mit ihm beschäftigt war das ältere Weib, während das jüngere ganz und gar in eine braune Decke gehüllt, in eine unförmliche, merkwürdig zusammengefauerte Masse verwandelt, zwischen den beiden pittoresken Gestalten der Männer lag.

Weiter im Hintergrunde, dort, wo der Besanmast seinen Fuß hindurchstreckt, hatten die Jöylinge einer höheren Civilisation sich ansässig gemacht: der vielgewandte Professor und seine zwei Genossen, der Sohn des Naturforschers und der Maler, welchen ich bis dahin, da sie mehr hörten als redeten, noch keine Besonderlichkeit abgemerkt, außer, sie hatten viel gelacht. Dort saßen die Drei am Fuße des Besanmastes, wie im Schatten einer heimländischen Weide, ach! und ihrer mochte sich wohl ein Zeglicher in dieser Nacht an solch einen Ort gewünscht haben, denn auch sie hatten jämmerlich gelitten. Der Sohn des Naturforschers glich einem aufgespießten Käfer, der Maler sah aus wie ein aufgerolltes Stück Leinwand und das Antlitz des Professors war einem Pergamente, auf dem griechisch geschrieben steht, nicht unähnlich. Er glich schier einem Schäfersmann und seine Gefährten zwei betrübtten Lämmlein mit nassem Fell.

Eine Stunde später frühstückten wir in trauter Gemeinschaft auf dem Hinterdeck, denn wir waren rechtmäßige Hinterdeckspassagiere. Die eine Parthei trank Chocolate und die andere, zu der ich auch gehörte, Kaffee mit Crack. Und das mochte wohl gut sein, denn die Zungen wurden urplötzlich gar lose; alles Harmes ward vergessen, und vor Allen der Professor zeigte sich, wie die Franzosen sagen, dans son beau, freute sich vor allen Dingen, meine angenehme Bekanntschaft zu machen, und unterrichtete

mich denn auch mit vieler Beiläufigkeit von dem Wer? Woher und Wohin?

Er erzählte von einem haarsträubenden Reiseplan. Er wollte, so sagte er, über Athen nach Persien; er sprach persisch und wollte sich mit mir in dieser Sprache unterhalten, was ich leider ablehnen mußte.

Ich nannte ihn aber, zum Dank für seine freundliche Bereitwilligkeit, mich in einer so schönen Sprache zu üben, einen zweiten Mezzofanti, und deß freute er sich baß und präsentirte mir sein Album, mit der Bitte, mich einzuzichnen. Es standen lauter hohe und berühmte Männer darin, und wenn ich nicht irre, war es in der Nachbarschaft eines Abd-el-Kaders oder irgend solch eines glanzvollen Heroen der damaligen Tagesgeschichte, wo ich mich mit einem klassischen Gemeinplatz verzeichnete.

Je höher nun die Sonne stieg und je mehr die See sich ebnete, desto belebter wurde das Berdeck und es geschah das Unglaubliche, sämmtliche Exemplare slavischer Race, so wir an Bord hatten, wurden sichtbar. Zuerst kam das traute Priesterpaar schwankenden Ganges, bleichen, zerrungenen Angesichts daher gewankt, als kämen sie aus einer Höhle der Thebais nach vierzigtagigem Fasten. Und hinter ihnen wankten nach Art der Schatten mit aufgelöstem Haar, mühsam einander sich unterstützend, die holden, die süßen Töchter Bohemia's. Der Glashändler, als williger Slave der gebeugten Anmuth, trug die Lauten, denn von solchen trennten sie sich nimmer. Doch Jugend, Lust und freie Stunde wirken Wunder.

Bald waren auch diese Auserstandenen in der besten Laune. Wir lagen schier nach antiker Sitte in trauter Gruppe um die Lufenklappe auf dem Hinterdeck, im Schatten des großen Gaffelsegels, in welchem eben die zwei Reffe gelöst wurden, die man in der wilden Nacht hineingesteckt. Dem ersten Frühstück folgte alsbald ein zweites, und bald wanderte eifrig und unablässig, wie eine Biene von Kelch zu Kelch, von Mund zu Mund die Riesenflasche, angefüllt mit dem schäumenden Wein von Asti, der Vaterstadt Alfieris, benamset Nebiolo, auch ein Erkorener des Herrn, in dem kleinen Kreise herum.

Es war schön auf der „Fedelta“ und sie mag gesegnet sein und mag immer als Siegerin hervorgehen

aus dem Kampfe mit der Sturmnacht, in Ewigkeit! — —

Was nun da hin- und hergeschwagt wurde: zuerst deklamirte der Herr Professor eine lange Stelle aus Horaz, aus welcher hervorging, daß das adriatische Meer schon zu alter Römer Zeiten sich ebenso störrisch und unbändig gezeigt hat, als wie in der verflossenen Nacht; dann aber sprach er mit geflügelter Zunge eine kleine Abhandlung über den indogermanischen Sprachstamm, zuletzt vertiefte er sich in die Beschreibung eines antiken Tempels, vermuthlich, daß er die Nacht davon geträumt, und mit beneidenswerther Geläufigkeit sprach er von Prosthylen, Amphiprostylen, Peripteren, Pseudoperipteren, Dipteren und Pseudodipteren.

Interessant war, was sich der Landschaftsmaler und die Sängerin Amalia zu erzählen hatten. Es hatte sich bei näherer Notiznahme von den gegenseitigen Persönlichkeiten ergeben, daß Ottokar, so hieß der Maler, und Amalie alte Bekannte waren.

Sie hatten sich in Berlin, denn auch dorthin war die vielgewandte, länderischweifende Virtuossin gedrungen, gesehen und — geliebt. Weinend und mit zerrissenem Herzen hatten sie an einem stürmischen Winterabend in der Bierhalle zum „Gambrius“ im wüsten Tabakqualm von einander Abschied genommen und nun sahen sie sich wieder auf den Fluthen des adriatischen Meeres am frischen, strahlenden, seligen Meermorgen. Das wunderbare Wiedersehen, wunderbarer noch, als das bei Philippi, erhöhte die allgemeine Stimmung. Der Maler redete entseztlich viel dummes Zeug; Amalie aber wurde schwärmerisch und erzählte, nicht ohne Antheil zu erwecken, eine rührende Geschichte von einer ihrer Schwestern, die ein weiblicher Narcissus sich in sich selbst verliebt hatte und seitdem jahrelang in den Felsen des Wahnsinns unablässig vor dem kleinen, zerbrochenen Spiegel der Hütte in Priesnitz gesessen, verwelkend, verbleichend, voll Inbrunst in ihren Anblick verloren und schwachtend, oft mit thränendem Auge. Sie trug diese traurige Geschichte, die mit das Herz beben machte, mit Wärme und Anschaulichkeit vor, und ich sah, ich sah die kleine, verfallene Hütte des armseligen Städtchens, das stiefmütterlich seine Töchter hinausendet in die fremde, schnöde,

buhlerische Welt, als ganze Mitgift ein frohes Herz und eine verstimmte Laute; ich sah sie, die verwelkende Jungfrau, das Bild anstierend, das sie verlockte, als sie bezaubert, ach! das Bild, das jedem Andern als ihr jetzt eher eine Meduse gewesen, so saß sie und kämte ihr Haar, und am Ofen im zerbrochenen Lehnstuhl saß die blinde Greisin, ihre Mutter, und wischte ihre verödeten Augen, die mit anderen Augen eben nur noch die Thränen gemein hatten.

Auch die sonst theilnahmlosen kroatischen Priester wurden durch den plötzlich vorherrschenden epischen Ton aufmerksam gemacht; ich sah mich genöthigt, sie dem langen Jüngling im blauen Rocke italienisch wieder zu geben, und er gab sie dann seinem Freunde und Kollegen kroatisch. So geschah diesem einfachen und doch ergreifenden Epos vom weiblichen Narcissus, was noch keinem Epos geschehen, es war in Zeit von einer halben Stunde in drei Sprachen wiedergegeben und zwar in den drei Hauptsprachstämmen Europa's.

Aber der jauchzende Morgen und die sprügende See litten den Staub der Schwermuth nicht, den uns die Historie von der Priesnitzerin in's Antlitz gestreut.

„Schaun's Er. Gnaden,“ sagte der Glashändler, und es ist die einzige Rede, so ich mich rühmen kann, aus dem Munde dieses wahrscheinlich doch sehr geistreichen Mannes gehört zu haben, — „i mein, doas Seefahren ist doch halt eine schöne Erfindung!“

Und nachdem Du solches gesagt, o böhmischer Mann, versankst Du wieder in Schweigen und lachtest in Deine eigene Seele hinein.

Amalie, die indes mit dem Maler im Geist alle Plätze durchwandelt, wo ihrer unsträflichen Reigung duftige Blumen geblüht, es waren meist die gaschimmernden Räume, wo des edlen Bieres schäumender Quell fließt, griff, von dem Wein, der wiedergeborenen Reigung, dem jungen, holden Morgen aufgeregt, rauschende Akkorde auf der wohlbesaiteten Laute, die Gefährtin stimmte ein und unter dem 41° 22' nördlicher Breite und 31° östlicher Länge erklang alsbald im reizenden Duettino mit Chor das holdselige Lied:

Aus dem Thal bin i gange,
Auf d' Alm bin i g'rennt,
Und da hoat mi mein Diandl
Am Jauchzen berkennt!
Ea, li, le, li! (Jodeln.)

Dann aber folgte das Lied, das die Pilgerinnen mit der Laute ganz besonders in Affection genommen und das erklingt in Odessa und Triest, in Leipzig und Frankfurt am Main, und der wackere Mann, dem es gehört, heißt Maria Dettinger:

Mein Lieb ist eine Aelperin,
Gebürtig aus Tyrol;
Sie trägt, wenn ich nicht irre bin,
Ein schwarzes Kamisöl!
(Et sic paro)

Desgleichen lustige Klänge ertönten; wem aber die Götter noch solche Augenblicke schenken, und er klammert sich nicht mit der Kraft seiner ganzen Seele an diesen Augenblick und trinkt ihn aus mit lechzender Zunge bis auf den Grund, und wenn das Herz nicht voll wird von jauchzendem Enthusiasmus, daß es vergißt seine Rolle als zertretener, durchspießter, verblutender Wurm, der hat nur einen Schwamm in seinem Busen.

Und ich stand auf, daß ich hineinragte aus dem Schatten des Segels in den vollen Sonnenglanz, als wäre ich mit dem Haupte schon im Himmel, und indem ich die Flasche ergriff und sie hoch empor hob, denn:

Das Glas mit Wasser führst Du still zu Mund
Doch hoch hältst Du den Becher Wein empor!

tief ich hinaus in das Meer und in die Seele meiner Umgebung:

La barca vola
Volando sembra
Anche gridar
E chiamar
Evviva! evviva l'amor!

und schleuderte die Flasche in die Wogen. Aber Amalie griff voll und rauschend in die Seiten zu den Worten:

Evviva! evviva l'amor!

Am Abend, als wir von Triest weggingen, hatte uns der Patrone benachrichtigt, daß er uns nicht, wie er zu Anfang beabsichtigt, nach Sinigaglia bringen würde, sondern daß er Gründe hätte, einige

zwanzig bis dreißig Miglien südlicher im Hafen von Ancona vor Anker zu gehen. Wir waren damit einverstanden.

Und so erschwimmerte denn, als die Sonne zu Raste ging, umleuchtet vom Purpur des versinkenden Gestirns, das Gestade des Theils von Hesperien, über den der Stellvertreter eines Heiligen, eines Erforenen regiert.

Da ragte der Gipfel des Apenninus, in Sonnengluth getaucht; es wehte vom Lande herüber, wie aus dem Paradiese.

Die „Fedelta“ schlich leise und geräuschlos durch die zitternden Wogen, es war, als wenn eine Stimme über die ganze Welt das Wort aussprechen wollte: Friede! Friede! aber sie brachte es nimmer über die Lippen, um nicht durch den Laut-selbst die heilige, holde Ruhe zu stören.

Und Ancona schimmerte empor. An einen Berg hinangebaut, soll es, wie man mir sagte, viel Aehnlichkeit mit Algier haben. Ich weiß nur, daß es sich namentlich in der zauberischen Beleuchtung, in der es mir entgegen trat, wunderbar schön ausnahm und daß ich es mit der gepriesensten Beduta, mit der von Neapel vergleichen möchte. Und es hat vor Neapel voraus, daß die Häuser nicht so abscheulich weiß gefärbt sind, sondern mehr, ächt italienisch, von der Zeit gebräunt.

Wir gingen vor Anker. Am obern Eingange zum Hafen steht ein Triumphbogen des Trajan aus dem Jahre 112, wie mich der allerweiseste Herr Professor belehrte, wohl erhalten, im reichen korynthischen Styl. An seinen Piedestalen saß in seliger Ruhe eine Unzahl von halbnackten Buben. Schräg (von unserem damaligen Standpunkte aus) links dahinter ragten drei Kreideselsen aus der schlummernenden See, um deren glänzenden Spitzen noch schräge, zitternde Strahlen spielten, und eine versöhnliche Brandung umwallte sie leise, spielend mit weißen, zarten Schäumen. Aber fürchterlich muß es hier hergehen, wenn sie selbender in Hader gerathen, die ungestümen, jähzornigen Riesen, der Sturm und die See.

Von jedem Schiffe, das in einem Hafen des mittelländischen oder adriatischen Meeres vor Anker geht, wird angenommen, es komme aus dem Orient. Die an Bord kommenden Gesundheitsbeamten unter-

suchen Schiff, Ladung und Papiere in dieser Vorauszugung und erst, nachdem sich selbige als richtig erwiesen, wird die weitere Communication mit dem Lande verstatet.

Die päpstlichen Beamten verrichteten ihr Geschäft mit Anstand, Eifer und Würde. Sämmtliches zur Zeit auf dem Schiffe versammeltes Personal wurde aufgestellt auf dem Hinterdeck, Mann für Mann, und nun wurde die Liste verlesen mit einem Ernst, als sollte sofort eine Dezimation statthaben.

Böte aller Art, deren Bemannung mit rothen, phrygischen Mützen weithin leuchtete durch die sinkende Dämmerung, hielten sich indeß in billiger Entfernung von der guten Fedelta, nicht unähnlich den Raben, welche ungeduldig warten, daß sich der Nachrichten und seine Gefellen vom Gerichteten entferne. Wie aber Sanitäts- und Polizeibeamten in ihre Gondel gestiegen, stürzten sie in raschem Wettlauf auf das Schiff los.

Nun kommen widerliche Momente: Ankommen ist etwas sehr Unangenehmes, ich möchte sagen, noch unangenehmer als Abreisen, besonders aber in Italien; das Durchdrängen durch die Haufen lärmender tosender Facchini und sonstiger zudringlicher Gefellen, das Auffuchen eines Gasthauses, das Fragen, ob man Aufnahme gestatte, das Markten und Feilschen, alles das ist so wiederwärtig, daß es einem das Reisen ganz verleiden könnte.

Dessenungeachtet gehört auch wieder die erste Stunde der Ankunft auf fremdem Boden, das Sichfremdfühlen im Fremden, das erste Erstaunen, das erste Empfangen der fremdartigen Eindrücke mit zu den besten Genüssen für den Reisenden. Wenn in den zunächstfolgenden die Magie des Fremdartigen abgenutzt wird und man sieht nach zerstörtem Zauberschimmer lumpige Alltäglichkeit und erbärmliche Gemeinheit, obscönes Proletariat hier und dort und dort wie hier auf diesem, ach! gewislich ärmsten aller Sterne — denn einem noch armseligeren konnte wohl kaum ein Gott, der die Liebe ist, zu schaffen wagen — dann hat man wenig Lohn mehr für seine Anstrengungen.

Wer übrigens reisen will und wem es darum zu thun ist, auf seinen Fahrten nicht allein Landschaften, Kunstwerke und Gebäude zu besehen, sondern auch Menschen in nationalen Eigenthümlich-

keiten, Zustände zu finden, die eben anders als die heimischen sind, der beeile sich. Das Entzauberungswort ist gesprochen, Tag für Tag krächzt es die heifere Stimme des Dampfkessels in eine Welt hinaus und Tag für Tag geht ein nationaler Zug, eine Naivetät, eine Eigenthümlichkeit zu Grabe. Auf den täglich sich weiterdehnenden Schienen sitzt der franko-germanisirende Geist und ich sehe eine neue Zeit kommen, wo alle Einwohner Rom's Müller, Schmidt und Meier heißen und wo Albano, Tivoli und Palestrina in Steglitz, Tegel und Zehlendorf umgetauft sein werden.

Nil mortalibus arduum est!

Es wird eine Zeit geben, wo man in jedem Winkel der Welt Leute germanischen Stammes finden wird; dies Volk hat seinen Messias gekreuzigt und dafür die Strafe zu dulden, die auf die Kreuzigung des Messias gesetzt ist, verstreut zu werden in alle Welt. Wie der Messias hieß — — —

Zu meiner und der Germanen Schande muß ich gestehen, daß ich gerade dieselbe Empfindung hatte, wenn es hinter mir in Rom herklang: Tedesco! Tedesco! wie ein Jude sie haben mochte, wenn man ihm Hup! Hup! zurief, oder als wenn man gerufen: Pinsel, thatenloser Träumer! der nicht weiß, was er werth ist, der nicht weiß was er will!

Tedesco ist ein abscheuliches Wort, es klingt mir wie „Theekessel o!“ oder leicht anagramatisirt: „o Theekessel!“ Wenn ich nach meiner Landsmannschaft gefragt wurde, erwiderte ich stets: Prussiano, ach! ich hätte wohl noch lieber: Russiano gesagt, hätte ich mich nicht geschämt, zu lügen. An wem liegt das? An mir nicht.

Wir kamen endlich in der Albergo della Pace gleich die erste Straße links vom Landungsplatz aus zu Ruhe und Frieden, und bald saßen wir vereint an fröhlicher Tafel, auch die Harfenmädchen fehlten nicht. Der Maler regalierte seine wiedergefundene Amalie, und ich erlaubte mir, dieselbe Galanterie gegen ihre Gefährtin auszuüben, welches sanfte Wesen auch solches Verhängniß voll Resignation über sich ergehen ließ. Ueberhaupt stelle ich den Satz auf: Priesnigerinnen haben viel Resignation.

Die holden Kinder wollten, da sich eine gute Gelegenheit gefunden, noch in der Nacht nach Sini-

gaglia, und beharrten fest bei solchem Vorsatz, mochte Ottofar bitten und schmachten wie er wollte.

Ich brachte einen Toast auf die holden Jungfern aus, und um dem Dinge etwas Anstand zu geben, mit: „dreimal drei und hip! hip! hurrah!“ nach englischer Seemannsmanier. Die holden Damen dankten gar graziös, wir waren ein Herz und eine Seele; sogar der Priester wurde warm. Der Mann im Barte mit der grünen Brille hob sein Glas auf und sprach eine lange, leidenschaftliche Rede. Der Gute! er hatte vergessen, daß er kroatisch sprach und es waren in der Gesellschaft nur noch zwei, die ihn verstanden: der große Gott und sein Kumpan. Der kleine Mann im Bart mochte ein ganz wackerer Gesell sein, wenn man hätte sich mit ihm austreden können; aber sein Kumpan im blauen Surtout fuhr fort, unaussetzlich zu sein. Aus Lust an der Dekonomie hatte er bloß Suppe und Fische genossen; die anderen Gerichte hatte er nicht berührt, und auch vom Wein nur mit Bedacht, und gleichsam jeden Zug mit Scheinkreuzern berechnend, getrunken. Als man nun von ihm, wie von uns Weltkindern, die wir gleichsam toll und voll waren, zwei und einen halben Paoli unerbittlich heischte, da ergrimmete er baß und über seine Lippen brauste in Fülle der Zornrede schäumender Strom. Des aber lachte voll Hohn der unerbittliche Cameriere und der Priester, schleuderte er auch seine Funken vom Bannstrahle, der enthalttsame Priester mußte zahlen, gleich den sündigen Kindern dieser Welt.

So verfloß anmuthig genug der Abend in Hesperiens Gauen.

Und als's zum Scheiden ging,
Da floßen heiße Thränen! —

Ja, süße Amalie! da weintest Du, und auch Du, o bleiches Kind! ihre traute Genossin, weintest, und Ottofar weinte; der Sohn des Naturforschers wollte weinen, es ging aber nicht, und ich schluchzte. Seliger Moment, so im halben Rausch von einander zu scheiden; denn Scheiden ist eigentlich eine hohe Lust, und Thränen sind eine herrliche Wonne!

So lebt denn wohl, Ihr holden Kinder! Auf ewig wohl! — Zuletzt blamierte sich der Professor einigermaßen, indem er, ungefügig der landesüblichen Sitte, dem dienenden Cameriere das Gratial verweigerte. Als solcher nun auf italienische Art dringend

wurde und ihn nicht zur Thür hinauslassen wollte, da hielt der Herr Professor eine weilläufige Rede in klassischem Italienisch, und citirte die ebenfalls klassische Stelle:

Servi siam ma serv' ognor frementi!

Der halbstarrige Kellner aber blieb ungerührt und hatte keinen Sinn für den kunstreichen Periodenbau dieser Philippika; er ertrugte zuletzt doch seine fünf Bajocchi von dem Widerstrebenden.

Und wir wanderten selbdritt durch die mondbeleuchteten Gassen der alten Ancona.

Wohlgebaut ist freilich die Stadt und sie hat ein würdiges, alterthümliches Ansehen, aber sie erscheint verödet, überlebt, vertrocknet. In dem schönen Hafen, dem besten des Kirchenstaates und des adriatischen Meeres überhaupt, lagen außer Fischerbarcken drei oder vier größere Schiffe. Alles schien so abgepannt, so blasirt. Die Berge, zwischen denen die Stadt im Halbkreise liegt, sind der Monte S. Ciriaco und der Monte Guasco, das kumerische Vorgebirge der Römer, jener liegt links, dieser rechts.

Von Gebäuden sind außer dem oben erwähnten Triumphbogen des Trajan noch die Kathedrale S. Ciriaco, angeblich auf den Trümmern eines Tempels der Venus, die in Ancona besonders gefeiert wurde, im zehnten Jahrhundert erbaut, mit einer Kuppel, welche von d'Agincourt für eine der ältesten Italiens gehalten wird; ferner: das Irrenhaus S. Francesco d'Alto, wahrscheinlich dasselbe, aus dem Lord Melvil, der Geliebte Korinna's, die Unglücklichen, die vom Feuer bedroht sind, errettet, sehenswerth. Die Kathedrale liegt dem Meere so nahe, daß das Geräusch der brandenden Wogen sich in die Klänge der Glocken, in den Gesang des die Messe feiernden Priesters mischt. Von der Kirche schaut man in blaue Unermesslichkeit, und gewiß wird dadurch die Andacht erhöht, wenn man auf der Erde schon Unendlichkeiten vor dem irdischen Auge hat.

Ancona ist, wie uns der Professor meldete, von Alters her seiner schönen Frauen wegen berühmt. Sehr von uns bewundert wurde daher eine in der That gar graziöse Limonadiere, die beim Scheine kleiner Wachslichter an einer Ecke ihrem Labetrant feil hielt. Ihr schwarzes Gelock war fast in Form eines Herzens auf dem Hinterkopf ausgerollt und ein silberner Pfeil steckte darinnen, wie der Pfeil Amor's in einem Herzen.

Der Professor begann zu schwärmen. Er kaufte ein Glas Limonade und bezahlte selbiges, obgleich nur ein Bajocco dafür zu erlegen war, mit zehn, welches wunderbar und gar lehrreich anzuschauen war.

Wer weiß, wie weit sich der hochgelehrte Herr in seiner Extase noch herabgelassen; aber ich machte ihn auf einen großen Kerk (rustre oder escogriffe, wie die Franzosen sagen) in braunem Mantel mit gleichfarbiger, phrygischer Mütze in der Mauernische aufmerksam, welches Individuum seiner Bewegungen jegliche mit Falkenblicken verfolgte. Da erblaßte er, und gedenkend alles dessen, was er in lehrsamter Schrift über der Hesperier Eifersucht und ihre Dolche gelesen, zog er mich eiligst von hinnen.

Da sahen wir einen Greis, der kniete im Mondenlicht unter dem Portal der Kathedrale des heiligen Cyriake einen steinalten Greis mit langen, wehenden, grauem Haar, halbnaht, die rothe Nationalmütze auf dem Haupt; aber er betete nicht, er war nicht schmerzlich träumend in sich versunken. Eine Marmorsäule tiefer als er kniete ein Knabe, ein der Mutterbrust kaum entwachsenes Kind. Und die Zwei, die da an den äußersten Marken des menschlichen Lebens standen, waren in gleicher leidenschaftlichen Aufregung beschäftigt mit dem Moraspiel.

Schon hatten sie sich heiser geschrien, ihre Zungen lechzten, ihre Züge waren bleich, aber sie rasteten nicht, und der Greis, der in dem Buben wohl einen überlegenen Gegner gefunden haben mochte, war schier in Verzweiflung. Er warf die Knochendürren, braunen Finger wie in der Raserei des Wahnsinnes dem Knaben entgegen, und wenn er abermals sich in den von seinem scharfsinnig angestellten Kalkül gehegten sichern und kostbaren Erwartungen getäuscht sah, und der Gegner mit den Fingern der linken Hand einen Point mehr marquirte, da richtete er auf das im Hintergrunde des Portals stehende Heiligenbild einen ausdrucksvollen Blick voll der schmerzlichsten Empfindungen. Sein Antlitz röthete sich momentan, sein Herz klopfte sichtbar unter der nackten Brust. Mitunter riß er auch die Mütze vom Kopfe, steckte den Zipfel in den Mund, und verbiß in der Wolle seine Wuth.

Dieses Bild lobte der Herr Professor sehr und suchte als ächter Kunstkennner verschiedene Standpunkte auf, um zu den im Vordergrund handelnden Gestalten

einen richtigen Hinblick auf das im mondlichen Zwielicht schimmernde, sanftwallende, blaue Meer aufzufinden. —

Am nächsten Morgen, als nun unsere Ankunft in der Stadt und unsere Absicht, von hier nach Rom zu reisen, lautbar ward, ging denn der gräuliche Spectakel mit den Betturinis los. Die wackeren Männer in eigener Person, sowie die Bevollmächtigten anderer, die nicht erscheinen konnten, verfolgten uns auf Schritt und Tritt.

Endlich, nach langem Hin- und Herlaufen, nach dem Debatten der verschiedensten Art gepflogen, mannigfache Bedenken niedergekämpft waren, wurde zwischen uns Fünfen, den beiden Priestern, dem Sohn des Naturforschers, dem Maler und mir, auf der einen und einem gewissen Giacomo Franchetti auf der anderen Seite (der Professor ging von Ancona weiter zur See) ein Vertrag stipulirt, des Inhalts: daß besagter Giacomo Franchetti uns in vier Tagen um den Preis von sieben römischen Skudi à Kopf und ein von unserer Güte und seinem Betragen abhängig zu machendes Trinkgeld nach Rom führen und unterwegs für Tisch und Nachtquartier sorgen solle, jedoch wie auch in den zwei Exemplaren des schriftlich ausgefertigten Contracts ausdrücklich bemerkt wurde, unter der Bedingung, daß er selber der Betturin sei, der uns fahren werde, und nicht eben ein Sensal oder sonstiger Unterhändler.

Da wir nun am andern Morgen abfuhrten, nicht ohne die zudringlichen Zumuthungen und Betteleien der zahlreichen Dienerschaft des Hauses unangenehm empfunden zu haben, saß auch Giacomo auf dem Bock und führte uns unbesangen aus dem Thor hinaus. Als wir aber anderthalb Miglien auf dem Wege nach Loreto fortgerückt waren, hielt er plötzlich am Fuße eines Berges still und verschwand. Statt seiner erschien eine ganz andere Person, ein alter Kerk mit weißen Filzbut und braunem Mantel, welcher ganz kaltblütig den Bock bestieg, die Zügel ergriff und spornstreichs davonjagte. Auf den Ausdruck unseres Unwillens, auf die Interpellation, daß solch ein Befahren eine Felonie wäre, stellte er sich anfangs unvernünftig und sagte verdrießlich abwehrend sein non capisco. Da wir aber deutlicher in ihn drangen und ihm in guten Italienisch die Lage der Sache auseinandersetzen, behauptend, daß auf diese Weise der

ganze Kontrakt ungültig geworden, erwiederte er noch immer sehr kaltblütig, aber doch seine Pferde zu raschem Laufe antreibend, er wisse von weiter nichts zu sagen, als daß dieser Wagen sein Wagen, diese Pferde seine Pferde und diese Herren Passagiere seine Herren Passagiere wären, und daß er, Aurelio Afforambi, alles Mögliche und nur Erdensliche thun werde, um diese drei Besitzthümer nach besten Kräften zu hegen und zu pflegen. Der gute Aurelio hat bloß den Pferden sein Wort nicht gehalten. Er war einer der ärgsten Pferdeschinder, die unter den, überhaupt gegen Pferde ganz unbarmherzigen Italienern, gesunden werden könnten. —

Nachdem nun die Straße von Ancona aus zunächst bedeutende Höhen erstiegen, führt sie bis zu dem zwei und eine halbe Post entfernten Voretto immer so in der Nähe des Meeres hin, daß man einen vollen, freien Blick auf die blaue, wallende Fläche hat. Es ist ein genußreicher, köstlicher Weg, und ich glaube, daß sich diese Seeparthie mit jeder anderen Italiens messen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

von

Ludwig Kaban.

1.

Berliner Stunde.

Wohl hab' ich oft in schönen Träumen
Ein stilles Plätzchen mir ersehnt,
Wo sich zu himmelweiten Räumen
Die kleine Welt im Herzen dehnt.

Wo statt des Lebens Mittagsgluthen
Der stille Mond vom Himmel leuchtet,
Und wo mit sanftbewegten Fluthen
Des Lebens Strom zu Thale rauscht!

Dech draußen schwell das wilde Leben
Und rief mir zu: „Ich will mein Recht!“
Nahm mit dahin mein bestes Streben
Und schuf mich ganz zu seinem Knecht.

Und nun die stille Friedensstunde
Sich senken will in's Herz hinein,
Nun kann auf dem durchwühlten Grunde
Kein pilles Blümchen mehr gedeih'n.

Zu schwach, sich selber zu gewinnen,
Erschlafft das Herz in träger Ruh,
Läßt hin die goldne Stunde rinnen
Und schließt dem schönen Licht sich zu!

2.

In einer Dorfkirche.

Golden durch die düstren Scheiben
Glüht der Sonne Morgenschein,
Will ihr Klammenszeichen schreiben
Auf der Gräfte morichen Stein.
Orgeltöne sind verklungen
Und der Dorfbewohner Sang,
Draußen jubeln Lerchensungen, —
Und die Predigt ist so lang!

Und er predigt und er leiert,
Zieht gen Keger in's Gesicht,
Und den Hergott, den er feiert,
Kennt er selber gar zu schlecht.
Wie sie schlummern, fromme Hörer,
Gotteswort, bei Deinem Klang,
Nicht ein einz'ger Ruhestörer, —
Und die Predigt ist so lang!

An die Fenster klopft der Aelieder
Drinnen wallt noch Weihrauchdust,
Schwalben fliegen hin und wieder
Trauzen durch die klane Luft.
Und mir wird in diesen Hallen
Tief im Herzen schwer und bang,
Wöchte draußen selig wallen, —
Und die Predigt ist so lang!

Lied.

Von

Josef Cristofani.

Was macht Dich wohl so bange
Du Herz in junger Brust,
Daß Du im Freudendränge
Des Leides Dir bewußt?
Hast Du im Bild vom Leben
Die Schatten auch geiehn,
Wie düstler sie durchweben
Den Glanz, der Dich umgeben
Und kalten Blicks beim Lichte stehn?
Hast Du der Freud' im Fluge
Des Kleidesaum gefügt,
Und hat im flücht'gen Zuge
Dich Liebe still gegrüßt;

36*

So magst Du immer sagen,
 Es war des Glücks genug:
 Denn von des Lebens Wagen
 Wirft eilig Du getragen
 Und wenig folgt dem raschen Zug.

Du sahst die Freundschaft wanken
 Und Liebe klagend stehn,
 Die kühnsten Lichtgedanken
 Verlöschend niedergehn,
 Und willst noch immer trauern,
 Daß Dich die Lust gestohn,
 Und willst in Klageschauern
 Verlornes Glück bedauern,
 Der Musen jugendfrischer Sohn?

Nur eine Wahrheit lerne:
 Die Freude, die sich zeigt,
 Beschau nicht aus der Ferne,
 Da sie zu rasch entweicht.
 Den Augenblick erfasse!
 Genieße was sich naht —
 Die Reue kommt, die blasse,
 Und höhnt mit kaltem Haß,
 Wenn dich umsonst die Freude bat.

Poesie-Briefe.

2.

Der von uns behauptete Unterschied zwischen den Productionen der Literaten und Dichter tritt am schroffsten und unvermitteltesten in den dramatischen Bestrebungen unserer Tage hervor. Im Roman und der Novelle zum Beispiel stellen sich zwischen die Poeten und die Fabrikarbeiter der Leihbibliotheken, eine Reihe von Erzählern, die weder zu den einen noch zu den andern gerechnet werden, und höchst unerfreuliche Bindeglieder bilden. Epos und Lyrik sind überhaupt wenig von den Literaten heimgesucht, — sie erleiden mehr Anfechtung von Seiten des Dilettantismus, der sich bei einiger äußerer Glätte und einigem Geschick gern für Kunst ausgibt, — und in nicht wenigen Fällen auch dafür gehalten wird.

Auf unseren ersten Satz zurückkommend, müssen wir demselben noch eine Parantese hinzufügen. Auch auf der Bühne behauptet sich neben den Lieferanten für den Alltag, die ihr Gewerbe nicht verlängnen und mit gefüllten Cassen und gehabtem Beifall dasselbe rechtfertigen wollen, eine Schaar von „Schriftstellern“ für die es allerdings außer Frage ist, daß die Kunst eben nur ein „überwundner Standpunkt“ sei und das

Handwerk Alles. Aber sie treiben das Handwerk mit „Geist“ und wissen in manchen Fällen ihm auf eine frappante Weise den Schein der Kunst zu verleihen. Verstandesraffinement ersetzt den Mangel an Phantasie und Character, und während die Stücke Jener plump und aus dem Größten gehauen nur dem groben Auge zusagen, geben die Experimente, die mosaikartigen Versuche dieser selbst dem feinern Auge Ursache zum Prüfen.

Natürlich kann dies auf unsere ausgesprochene Tendenz keinen Einfluß üben und da es sich für uns nicht darum handelt die verschiedenen Categorien des Literatenthums zu rubriciren, so sagen wir nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß sich das Theater der Gegenwart zu mehr als drei Viertheilen in den Händen desselben befinde.

Es gab nun freilich eine Zeit wo die von Eichendorff ausgesprochne Ansicht: die Poeten sollen frisch in die Lust hinein dichten und die Bühne an ihrer eignen Langweiligkeit und Trivialität zu Grunde gehen lassen, nur mehr als zuviel Anklang bei den Dichtern fand. Jetzt ist an die Stelle derselben ein reger Eifer, ein überall ersichtliches Bemühen getreten, die früher vornehm verachteten Bretter wieder zu gewinnen, und die Poesie — wie denn das nicht anders sein soll — wieder zur Beherrscherin derselben zu machen. Erfolgreiches, Vielversprechendes ist auf diesem Wege bereits geleistet worden. Unter allen Dichtern der Jetztzeit aber, die sich dem Drama zugewendet, steht am höchsten durch Fülle der Phantasie und Originalität des Styles: Otto Ludwig, dessen beide Trauerspiele („Dramatische Werke“ von Otto Ludwig; Leipzig, J. J. Weber. Erster und zweiter Band) dem Publikum seit kurzem vorliegen.

Allerdings giebt es eine dramatische Kraft, einen gegenwärtig schaffenden Dichter, der sich nicht allein mit Otto Ludwig zu messen, der ihn zu überflügeln im Stande wäre, wenn er das hohe und heilige Gesetz aller Kunst, die ächte Schönheit, in seinen Dramen nicht überall aus den Augen setzte: Friedrich Hebbel. So wenig wir nun auch die Hoffnung aufgegeben haben, eine Zeit zu erschauen in der er einen andern Weg einschlägt, auf dem sein eminentes Talent gedeihlichere Früchte schafft, in der er nicht ferner versagt: daß der Dichter zwar das Leben spiegeln solle, aber daß sein Spiegel die Schönheit bleibt; so sehr müssen wir jetzt unsre Erwartungen auf Otto Ludwig setzen, der im „Erbförster“ und den „Malkabären“ eben diesen Erwartungen einen festen Grund verliehen hat.

Der „Erbförster“ hat im Lauf der letzten Jahre, fortwährend allmögliche Hindernisse und Widerwärtigkeiten bekämpfend, seinen Weg über die deutschen Bühnen genommen. Der Erfolg ist ein sehr verschiedner gewesen, da und dort kalt sinnig aufgenommen, ist ander-

wärts der Instinct, der zuweilen die Massen das Große, das Bedeutsame ahnen läßt, vom Funken zur Flamme des Enthusiasmus emporz lodert. Aber das hat Niemand, dem überhaupt in solchen Fragen ein Wort ansteht, läugnen können, daß hier wieder einmal ein ächter Dichter aus herzinnerstem Schaffensdrange heraus ein Stück voll gewaltigen Lebens gegeben. An den „Makkabäern“, die zufolge ihrer Eigenthümlichkeit nur auf einigen größern Theatern bis jetzt zur Darstellung gelangt sind, hat die Kritik mancherlei zu erinnern gefunden, aber das hat sie nicht in Abrede stellen dürfen, daß in denselben ein Versuch zur Gestaltung der Hochtragödie gewagt sei, dem volles Recht der Beachtung gebühre. Das Resultat endlich ist aus allem Für und Wider siegreich hervorgegangen: Otto Ludwig sei ein Dramatiker — um uns eines nahe liegenden Ausdruckes zu bedienen — von Gottes Gnaden.

Wir haben schon vorhin gesagt, daß wir an Otto Ludwig sowohl die Eigenthümlichkeit seines Styles, als die Fülle ächter Phantasie, die ihn durchdringt, hoch anschlagen. — Dazu kommt, daß Otto Ludwig seine Dramen als Künstler schafft; und wir glauben nicht Unrecht mit der Annahme zu haben, daß auf das ächt Künstlerische, dem Litteratenthum gänzlich entfernt liegende seines Wesens, sein Studium einer andern Kunst: der Musik, vielen Einfluß geübt hat. Zu Ludwigs Phantasie, zu der prägnanten Art Charac-

tere und Situationen abzuschließen, gesellt sich bei ihm ein vollständiges und sicheres Beherrschen der Scala menschlichen Empfindens. Von dem gewaltigen religiösen Enthusiasmus mit dem Juda im zweiten Act der Makkabäer aufstammt und die heidnischen Götzen mit stürmender Hand vernichtet, bis zu den tiefsten Gefühlen der Liebe, wie sie in der Brust schlummern (wir erinnern hier an die letzten Scenen des dritten Actes im „Erbförster;“) giebt es hier keine Saite, die unser Dichter nicht mit Meisterhand anzuschlagen verstände! Und niemals unbestimmt und matt schwirrend, selbst die zartesten Laute tönen bei ihm rein und voll! — Ja selbst die gesellschaftliche Grazie, die Otto Ludwigs Natur ferner zu liegen scheint, ist uns, als wir von dem bisher ungedruckten Trauerspiele „die Rechte des Herzens“ (noch vor dem „Erbförster“ entstanden) Kenntniß zu nehmen Gelegenheit hatten, überraschend entgegengetreten. — Otto Ludwig ist gegenwärtig mit einer „Agnes Bernauer“ beschäftigt. Diese Stoffwahl hat mehrfaches Bedenken erregt, ein Bedenken, das wir durchaus nicht zu theilen vermögen. — Wir sehen allem, was der geniale Dichter ferner schaffen wird mit wahren und warmen Interesse entgegen, und dies Interesse müssen an Otto Ludwig alle diejenigen nehmen, die der ausgesprochenen Ansicht, daß dem Dichter und nicht dem Lieferanten (Litteraten) das Feld des Theaters gehöre, beitreten.

(Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

Zeitschwingen.

Musik. Händels „Messias“ wurde am Charfreitag in der Thomaskirche zu Leipzig, und in dem Dome zu Meissen zur Aufführung gebracht. Bei der Meissner Aufführung, die von Mitgliedern der Dresdner Hofcapelle unterstützt wurde, wirkten zwei in jüngster Zeit öfters rühmlich genannte Sängerinnen Frä. Clara Brockhaus und Fräulein von Coniar mit. — In Leipzig wird wie man hört, eine neue romantische Oper von Hauff „der Erbe von Hohened“ zur Aufführung vorbereitet. — Die Concerte der Virtuosen gehen nun allmählig zu Ende. In Leipzig gab der Violinist Bazzini drei Concerte im Theater. In Wien hat Wilhelmine Clauff in sechs Concerten das Interesse des kunstsinigen Publikums erregt. Die treffliche Clara Schumann concertirte auf Einladung des Musikdirectors Bratsch in Stralsund. — Jenny Lind-Goldschmidt giebt gegenwärtig Concerte in Holland. — Altmeister Spohr hat sich Ende März in Hannover aufgehalten und dort unter

andern seine Symphonie „Irdisches und Göttliches“, sowie die Ouverture zu „Jessonda“ aufgeführt und dirigirt. Von Seiten Sr. Maj. des Königs, und des Theaterintendanten Graf von Platen sowohl, als auch von den Künstlern in Hannover sind dem hochverdienten Componisten die verdienten Ehren erwiesen worden. Derselbe hatte auch Gelegenheit Joachim in mehreren seiner Quartette zu hören. — H. v. Bülow und Truhn concertirten in jüngster Zeit mit großem Erfolge in Danzig. — Richard Wagner, der bekanntlich zur Direction der philharmonischen Concerte nach London berufen wurde, führte im zweiten derselben Einiges aus seinem herrlichen „Lohengrin“ auf. Berichten zufolge soll das keinen großen Erfolg gehabt haben. Wir geben uns dem Glauben hin, daß, wenn R. Wagner etwa einige Piecen des Lohengrin als „aufgefundene Hinterlassenschaft“ von Händel producirt hätte, ein immenser Beifall erfolgt wäre. Es ist schlimm, daß nicht männiglich unter den Componisten der Neuzeit, das Experiment, welches Berlioz mit der „Flucht nach Egypten“ unternahm, repetiren kann.

Poesie. Die poetischen Erscheinungen in den letzten Wochen sind nicht zahlreich gewesen. Von Emanuel Geibel's „Gedichten“ erschien abermals eine neue Auflage — die sechsunddreißigste, wenn wir nicht irren. Geibel soll jetzt einen dritten Band seiner Dichtungen zum Druck vorbereiten. — Unter den poetischen Producten, die gegen Ende des verflossenen Jahres ins Leben getreten sind haben wir vor allem des greisen Leopold Schefer's „Hausreden“ (Dessau, Kay) nachträglich zu erwähnen. Empfehlung verdient ferner das „Schenkenbuch“ (Frankfurt, Meidinger) von Friedrich Hornfeld, voll frischer und lecker Laune. Von W. A. Schlegel's „Gedichten“ hat die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin eine neu geschnittene Ausgabe in Miniaturformat veranstaltet. Jedenfalls verdient der Sänger des „Arion“ den Goldschnitt und des Velinpapier eher als die Duzende der psalternden und himmelnden Lyriker. —

Die Beethoven-Feier in München. Am 26. März, dem Todestage des großen Tonkünstlers, veranstaltete die königliche bayerische Hofkapelle im Odeon zu München ein Concert, das von der Elite der Gesellschaft, an der Spitze das regierende Königspaar, besucht ward. Bei dieser Feier war das ehernerne Standbild Beethovens, welches die Deutschen zu Boston in Amerika, dem Unsterblichen errichten wollen, und das von dem amerikanischen Bildhauer Crawford modellirt, von der königlichen Erzgießerei in München gegossen wurde, aufgestellt. Franz Dingelstedt hatte zur Eröffnung dieser erhebenden Feierlichkeit einen trefflichen Prolog gedichtet, welcher von Hrl. Damböck im Gesium der Germania vorgetragen und vom gesammten Publikum mit rauschendem Beifall begrüßt ward. Besonders die beiden Beethoven trefflich schildernden Verse:

„Oh' er scheidet, seht ihn alle einmal noch bewundernd an!
Ja, so war er: stark, gedrungen, ehern — jeder Ton ein Mann,
Auf gewölbter Stirn der Stempel einer mächtigen Natur,
Um das Auge — Wetterwolken, in den Brau'n der Blige Spur.“

Diese Lippe sprach nur selten, doch ihr Lächeln war Gesang;
Dieses Ohr, taub für die Erde, hörte nur der Sphären Klang.
Dieser Brust granitner Felsen, er verschloß, — wie tief und frisch!
Einen Bergstrom ew'ger Weisen, dunkel, reißend, träumerisch.“
wirkten ergreifend.

Correspondenz.

Berlin, Ende März 1855.

Das neue Ballet ist im Opernhause glücklich von Stapel gelassen. Es heißt: „Ballanda“ oder: „der

Raub der Proserpina“ und nicht: „Herkules II,“ wie früher irrtümlich gesagt wurde. Bereits dreimal hat es in einer Woche gegeben werden müssen, nur damit dem Andränge des schaulustigen Publikums einigermaßen genügt werde. Das ist auch so ein Zeichen der Zeit. Und trotzdem von Seiten der Herren Taglioni, Gropius, Daubner und Hertel in Hinsicht der Tänze, Decorationen, Maschinerien und auch hinsichtlich der Musik das nur irgend Mögliche geleistet und alle Fundgruben des Raffinement und Effects ausgebeutet worden sind, munkelt man und raunt sich in die Ohren: „hm hm das ist zwar Alles recht schön und charmant, aber das Ballet wird die gehoffte Wirkung nicht erreichen; man hatte noch mehr erwarten können.“ So das Publikum und so die Kritik d. h. diejenige Kritik, welche ihr Urtheil vorurtheilsfrei begründet. An Possaunenstößen zum Lobe des neuen Ballets fehlt es natürlich nicht; das gehört nun einmal zum Handwerk, daß man die eigene Waare lobt. Einen komischen Eindruck aber macht es, wenn sich der Recensent der Possischen Zeitung am Tage vor der ersten Aufführung hinstellt und das Publikum zum fleißigen Anschauen dieser Balletherrlichkeiten einladet. Das schmeckt denn doch ein wenig zu viel nach dem Marktschreier-ton gewisser Ausrufer an Thier- und Gantlerbuden. Doch was thuts, der Herr Recensent hat schon bei den Proben hinter die Coulissen geblickt und sich in der Nähe der Ballettänzerinnen in gelinden Enthusiasmus versetzt; ein Ereigniß, das um so mehr in der Possischen Zeitung registriert werden muß, da es sonst des Herrn Recensenten Art und Weise nicht ist, vor Aufgang des Vorhangs hinter die Coulissen zu blicken, wie er fest versichert. Das ist nun derselbe Herr, der nebenbei auch bei Gluckischen und Mozartischen Meisterwerken in Enthusiasmus geräth; derselbe Herr, welcher wenige Tage vorher in der Vorstellung der Gluckischen „Iphigenia in Aulis“ fast in Behmuth zerfließen ist, nicht aus Begeisterung für das große Meisterwerk, nein aus Schmerz über die Mittheilung daß des früheren, vor einigen Jahren gestorbenen, Kapellmeisters Nicolai Vater in der größten Dürftigkeit lebe; derselbe Herr, welcher dem Publikum mitzutheilen für nöthig findet, welche Gefühle ihn beschlichen als er sich in den Sessel seiner Theaterloge geworfen, vielleicht auch als er die Füße über einander geschlagen hat; derselbe Herr, welcher, wenn ich nicht irre, in der Vorrede zu einem seiner Romane das Geständniß ablegt, eigentlich sei es seine Absicht gewesen noch einige größere poetische Werke zu schreiben, aber die Masse und die große Wichtigkeit seiner jetzigen Recensentenberufsgeschäfte gestatteten das leider nicht. Naiver kann ein junges Mädchen von sechszehn Jahren nicht sprechen. Was nun diese schweren Berufsgeschäfte betrifft, so müssen sie allerdings sehr wichtig sein und wenn man in der Ankündigung des Ballets „Ballanda“ schreiben kann:

„Doch wahrlich ich halte mich an dieser höchst gefährlichen Stelle, wo wir die Grazien des Ballets im Negligé belauschen, zu lange auf für meine Sicherheit;“ so hat man jedenfalls nicht Zeit, sich mit Entwürfen zu poetischen Arbeiten zu tragen. Was soll nun das Publikum nach diesem Geständniß machen! Soll es sich in der höchst gefährlichen Situation zu lange aufhalten, soll es die Grazien des Ballets im Negligé so lange belauschen, bis die Sicherheit in Gefahr kommt, oder soll es sich freuen, daß es noch Recensenten giebt, welche der Abwechslung halber Lascivitäten schreiben können. Daß durch die angeführte Stelle ein Verdammungsurtheil über den ganzen Balletschwindel gesprochen, ja daß es eine Verböhnung des Publikums ist ihm zu zumuthen, daß es dabin gehen soll, wo seine „Sicherheit“ in Gefahr ist, fällt dem Recensenten nicht bei. Was kümmert ihn auch das Publikum, er schreibt ebensovienig für das Publikum als die Vorstellungen für das Publikum gegeben werden. Was da auf der Bühne vorgeht, geschieht nur des Recensenten wegen, nur damit er sich in seiner Loge breit machen und dem Publikum ein Schnippen schlagen kann. Morgen das Gegentheil von dem zu schreiben, was man heute geschrieben hat, gehört zum guten Ton gewisser Kritiker und wenn denn einmal das Resultat der Beurtheilung zweifelhaft bleibt; so ist dies die Weisheit gewisser Recensenten. Oder heißt es nicht Publikum und die Kunst verböhlen, wenn man heute über den schweren Beruf eines Recensenten klagt und bei nächster Gelegenheit wenn auch in verblümter Rede zugestehet, daß ein freies Recensentenleben das schönste Leben sei, das man führen könne. Aber man nimmt daran keinen oder sehr geringen Anstoß, weil die Tageskritik in Berlin durchschnittlich negirender Art und gesinnungslos ist! Fast scheint es, als ob gewisse Vertreter der Kritik glauben, die Kritik müsse sich zu den zu kritisirenden Werken immer nur feindlich verhalten und ihren Triumph in der Beurtheilung aller Productionen finden. Aus diesem Streben kann aber nichts Gutes hervorgehen. Es führt zu der Sucht immer genießen und doch nicht schaffen zu wollen, es erzeugt die widersinnige Ansicht, Poesie und Kunst überhaupt, seien nicht besser als das schlechteste Handwerk. Dann muß denn auch die Kunst zu einer mitschlagenden Kuh werden, deren Werth um so höher angeschlagen wird, je besser sich ihre Erzeugnisse verwerten lassen. Dieser Uebelstand, das Mißverhältniß der Kritik zur Production zeigt sich in dem ganzen Berliner Leben und Treiben in augenscheinlichster Weise. Auf der einen Seite stehen einzelne Vertreter der höchsten Stufe der Wissenschaft und auf der andern fast nur handwerksmäßig arbeitende Literaten. Jene beschäftigen sich mit der Wissenschaft zu exclusiv, als daß sie dem Volke im Großen und Ganzen zugänglich sein könnten und diese, die ihren Tummelplatz mehr oder weniger

in den Sphären des Kladderadatsch und anderer gleichgesinnter Wigblätter finden, machen sich genau betrachtet wie über Alles so auch über das Volk lustig, für das sie schreiben wollen. Alle Mittelstufen fehlen und was sich geltend machen will, huldigt der flüchtigen Tagesliteratur. Um einem langgeföhlten Bedürfnisse abzuhelfen ist seit Neujahr noch eine dritte Montagszeitung errichtet. Diese Montagzeitungen sollen auf einer ein wenig höhern Stufe als der Schwarm der täglich mit Ausnahme des Montags erscheinenden politischen Zeitungen stehen. Daher bringen sie außer politischen Nachrichten zahlreiche Feuilletonartikel, versteinen sich auch dann und wann einmal zu einer kleinen novellistischen Arbeit; aber trotzdem sie das Höchste sind, was die Berliner Journalistik, einige Modenzeitungen ausgenommen, hervorbringt, so läuen sie im Grunde das nur wieder, was die Woche vorher geschehen, indem sie selbst dem unbedeutendsten Vorfalle eine pikante Seite abzugewinnen suchen. Solche Art den häuslichen Heerd auszubeuten und zum Stadtgerede zu machen hat für einen Leser, der eben nichts will als des Zeitvertreibs wegen lesen, ganz besondern Reiz. Daher kommt es denn, daß die eine Montagzeitung, die „Berliner Montagspost“, halb und halb für ein Drakel gilt, einestheils weil der Redacteur unabhängiger und verurtheilungsfreier wie der große Haufen der Recensenten Kritik übt, hauptsächlich aber, weil er sich des, an und für sich zweifelhaften Vorzuges, einen „geistreichen Feuilletonstyl“ zu schreiben, rühmen kann. Erwägt man aber, daß auch dieser Herr über die weise Miene des Kritikers hinaus zur mühevollen Arbeit des Schaffens nicht schreitet, daß er Andern wohl oft das „hic Rhodus hic salta“ zuruft, selbst aber seine Kräfte nicht erprobt, so kann man mit Recht gegen die angebliche Feuilletongeistreichigkeit mißtrauisch werden.

Doch damit dieser Brief auch noch etwas Anderes als eine Besprechung der hiesigen Kritik enthalte, mögen mehreren sehr interessante Proben von Recensionen aus Theaterzeitungen, die wie Unkraut zu wuchern beginnen, bis zu einer gelegenen Zeit verschoben bleiben. Wenden wir uns dem Opernhause wieder zu und betrachten wir die Leistungen während der verflossenen sechs Monate der Winteraison. Neu wenigstens für das Opernhaus waren zwei Opern: „Orpheus und Eurydice“ von Gluck und „des Adlers Horst“ von Gläier (!) Die neuesten Producte auf dem Gebiete des musikalischen Dramas sind gar nicht berücksichtigt, was um so mehr verwundern kann, da man sonst gegen Componisten wie Meyerbeer und den Herzog Ernst von S. Coburg-Gotha sehr zuvorkommend ist und der „Stern des Nordens“, „Santa Chiara“ u. s. w. bei der hiesigen überreichen Ausstattung große Kassenerfolge in Aussicht stellen. Man wird wahrscheinlich durch den geringen Erfolg zweier Opern von Flotow und Taubert im vergangenen Jahre gegen die neuen Opern mißtrauisch geworden

sein und wendet deshalb die Aufmerksamkeit ältern, bis her noch nicht gegebenen Opern zu. Der „Orpheus“ findet in Hrl. Joh. Wagner, wie das nicht anders zu erwarten steht, eine meisterhafte Darstellerin; die Einförmigkeit des Textes aber und die weniggleich gediegene, doch für den Geschmack des großen Haufens zu prunklose Musik verbinden den pecuniären Kassenerfolg. Ueber des „Adlers Horst“ ist schon das letzte Mal berichtet. Das unbedeutende Nachwerk kann selbst Hrl. Wagner kaum über Wasser halten. Neueinstudirt sind ferner im Laufe des Winters: „Je toller je besser“ von Mehül, „Tankred“ von Rossini und „Fra Diavolo.“ Die Mehülsche Oper hat keine Zugkraft ausgeübt, der „Tankred“ aber, weniggleich seine Zeit längst vorüber ist, ist für einige Jahre wieder aufgelebt. Hrl. Wagner macht aus ihm eine ihrer Glanzrollen. Der „Fra Diavolo“ dagegen hat trotz der Lieblichkeit seiner Melodien das Publikum kalt gelassen. Das macht, man versteht ihn nicht mehr zu geben und es scheint, als ob das Regiment der sogenannten Spielopern aus sei. Schade wäre es freilich, wenn dem so wäre, denn ebenso gut als neben dem Trauerspiel das Lustspiel bestehen muß, muß auch die leichte Operngattung, nenne man sie die komische oder wie man sonst will, neben der großen tragischen und romantischen vertreten sein.

Im übrigen aber ist das Opernrepertoire ziemlich dürftig gewesen. Opern wie der Prophet, Lucrezia Borgia, Montecchi und Capuleti bewähren fortwährend durch Hrl. Wagner ihre Anziehungskraft und deshalb kann man es der Intendanz, die gern gefüllte Kassen sieht, nicht verdenken, daß sie jene Oper so oft bringt, als es nur irgend zulässig ist. — Der Erfolg der im März vorigen Jahres zum ersten Male hier aufgeführten Deutschen Oper: „die Nibelungen“ widerlegt den Ausspruch, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelten solle. Sie ist gerade kein geniales aber ein sehr ansprechendes Werk, das über die so beliebten Tanzrhythmen hinausstrebt. Nur erschöpft der Text den riesigen Stoff nicht, fünf Acte können immer nur einzelne und dann häufig die weniger bedeutenden Momente geben, so daß man sehr wohl einsieht, wie Richard Wagner*) denselben Stoff auf vier Abende, also auf vier Stücke vertheilen konnte.

Einen lichten Punkt im Opernrepertoire bilden die fünf bedeutendsten Gluckischen Opern, von denen

*) Es ist ein sehr verbreiteter Irrthum, daß Richard Wagner den Gesamtstoff der Nibelungensagen zu seinem musikalischen Drama „der Nibelungen Ring“ verwendet habe oder verwenden wolle. Nur ein Theil: die Siegfriedsage ist berücksichtigt, wie dies der Titel des letzten Theiles der Wagner'schen Tetralogie „Siegfrieds Tod“ zur Genüge beweist. Von der im Nibelungenliede und somit auch in der Deutschen Oper behandelten Rache Chriemhildens ist bei Wagner keine Rede.
D. R.

in diesem Winter drei, nämlich der schon erwähnte „Orpheus;“ dann „Iphigenie in Tauris“ „Iphigenie in Aulis“ gegeben sind. Hierdurch erhält die Berliner Oper einen Vorzug vor allen andern Operabühnen. In Deutschland mögen kaum fünf oder sechs Bühnen sein, auf denen dann und wann die eine jener Opern zur Aufführung gelangt. Und wie Unrecht thut man daran, daß man sie so sehr vernachlässigt. In vieler Beziehung stehen wir jetzt auf demselben Punkte, den Gluck zu überwinden suchte und es wäre gut, wenn es sich längnen ließe, daß das Musikdrama seit Gluck den Krebsgang gemacht hat. Hier in Berlin erstreckt vornehmlich aber die Pietät, mit der man an die Ausführung dieser Opern von Seite der Mitwirkenden geht und mit der vom Publikum die Aufführung aufgenommen wird. Vor allen jedoch ist die „Iphigenie in Aulis“ eine Glanzoper, nicht was die Ausstattung sondern die Aufführung betrifft. So oft sie erscheint, so oft ist im Opernhause ein Festabend und eine Stimmung, die jeden bloß auf Effect berechneten Beifall entschieden zurückweist. Aber man muß auch dieses einmüthige Wirken der Damen Wagner und Köster in den Rollen der Klytemnestra und Iphigenie sehen, um zu begreifen, daß die Oper trotz der mangelhaften Darstellung des Achill durch Herrn Pfister einen Genuß gewährt, wie man ihn nicht größer erlangen kann. Voran steht natürlich Hrl. Wagner. Halten Sie es nicht für Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß Johanne Wagner das Vollendetste giebt, was ihr Genuß schaffen kann, ja daß ihre Darstellung in der letzten Aufführung überhaupt wohl zu dem Vollendetsten gehören möchte, was in der Kunst erreicht werden kann. Ein Mehr möchte da wohl nicht möglich sein. Wenn man diese vollen Töne der prachtvollen Stimme hört, so bedauert man nur, daß durch Uebernahme einiger zu hoher Sopranotheile in den letzten Jahren die Stimme in einigen hohen Tönen ein wenig gebrochen ist; aber was thut es, der kritische Kritiker freilich muß sich daran stoßen, der wahren Kunstgenüß suchende Zuschauer dagegen muß ausrufen: „Gottlob daß es eine Wagner giebt.“ Denn mögen einzelne Sänginnen in Einzelnen, namentlich wo es gilt, mit dem Effecte zu spielen, Größeres geben als die Wagner, im Großen und Ganzen und alle Vorzüge zusammengerechnet, ist und bleibt Joh. Wagner doch die Einzige, mit der keine Sänger auf die Dauer rivalisiren kann.

Das nächste Mal über das Schauspiel. Man hofft auf Bogumil Dawison aus Dresden. Einige Kritiker haben schon im Voraus über ihn abgeurtheilt, sie meinen, er werde in Berlin nichts „machen“ können. Nun, wir wollen abwarten. Was ich von Dawison kenne, berechtigt mich zu der Annahme, daß er auch hier in Berlin viel, „machen“ wird. E. M.